schien ihm täglich kürzer; denn das Lernen machte ihm Spaß, seit er merkte, daß er beim Lehrer einen Stein im Brett hatte. Dieser Lehrer nun, der Furrer Toni, wie er respektlos hieß, verteilte am letzten Schultag vor dem Christfest drei Prämien für die besten Schüler der Klasse. Sie waren von Schulfreunden gestiftet und bestanden aus einem Paar Wollstrümpfen, einer Salamiwurst und einem Buch. Dem Kasparmelk stach die Wurst mächtig in die Augen, aber auch das Buch lockte ihn; denn die alte „Bratik", den Kalender von mehr als zehn Jahren, der nur noch ein Fetzen war und der die einzige Lektüre im Berghäuslein bildete, den kannte er schon auswendig. Es schien ihm nicht sicher, ob er zu den Prämiierten zählen werde, aber siehe da, er kam sogar als der Erste der Klasse heraus und — erhielt das Buch. Es hieß „Erzählungen aus der Schweizer Geschichte" und war von einem Mann geschrieben, dessen Namen ihn nicht weiter kümmerte. Er trug es mit Stolz und Spannung heim. Mit Stolz, weil der Furrer Toni gesagt hatte, er, der Kaspermelk habe am ehesten Verständnis für so ein Geschichtenbuch, man sei ja sonst da im Land herum noch nicht ans Lesen gewöhnt; mit Spannung, weil er beim ersten Durchblättern ein paar Bilder entdeckte, von denen ihn zu wissen gelüstete, was darum etwa gesagt werden könnte.

Von dem Empfang des dermaßen Ausgezeichneten ist nichts zu melden. Bei zehn Kindern und mindestens zehn Stunden Landarbeitszeit im Tag hat man für den Einzug eines jungen Schulsiegers weder Muße noch Interesse. Zu erzählen aber bleibt, daß der Kasparmelk noch am gleichen Abend, das Buch auf den Knien, den Blondkopf darüber gebeugt, auf der Ofenbank saß. Die Petrollampe an der Decke gab nur ein trübes Licht. Zwei Brüder, der Seppli und der Jost, lagen sich in den Haaren und zerrten einander am Boden herum. Drüben im Korbbett lag das Jüngste, das Gretli, und schrie wie am Spieß. Am Tisch saß der Vater und dampfte aus seiner Pfeife, daß die Mutter, die mit einer Näharbeit neben ihm hockte, einmal über das andere Mal husten mußte und aufbegehrte: „Der Tifel, der Tifel (Teufel)! Was rauchst auch du für einen Knaster!"

Die Stube war also alles andere als eine Studierstube. Aber der da auf der Ofenbank, der Blondschopf, war längst nicht mehr darin. Den hatte irgendeine Wunderkraft in einen Traum hineingerissen. In dem sah er uralte Zeiten, da wohnten Leute noch in Laubhütten, die sie auf Pfählen in Seen gestellt, da zogen andere, die man die Helvetier nannte, aus Wäldern und niederen Bergen tief hinein ins hohe Gebirg, wo er selbst jetzt wohnte, da führte ein Held, Divico mit Namen, sie gegen die Herren der Welt, die Römer. Hei und da wurde auch der Tell wieder lebendig, von dem er, Kasparmelk, etwas schon gehört und dessen Bild zu Altdorf vor dem Rathaus stand. Eine Armbrust trug er über der Schulter, und der Knabe ging ihm an der Hand. Hier erzählte auch ein Kapitel von „Winkelried", der zu Sempach den Eidgenossen eine Gasse gemacht. Beim Himmel, das war ein Buch!

Der Kasparmelk las es nicht an jenem Abend nur, aber an hundert Abenden und wieder und immer wieder. Und daheim in der Stickluft der Stube und draußen in der Heiterluft einer Alpmatte oder auf dem Bauche liegend, wenn neben einem der Bergbach plaudert: Lies nur zu! Lies nur zu! Von Kriegen und Siegen las er, von Helden und Weisen, wie etwa dem Niklaus von der Flüe, von Generälen und Bundesräten, von tapferen Frauen und von Schulkindern, die mit willigen emsigen Sparbatzen das heilige Stücklein Freiheitsgrund und -boden, die Rütliwiese, gekauft. Aus uralter Zeit herüber schlug das Buch eine Brücke zu den Tagen von heute. Dem Kasparmelk aber, dem Bub, dem unbewußt die Schönheit der Heimat schon lang in die offenen Augen geleuchtet, ging das Herz dieser Heimat auf. Die Brust riß es ihm selber auseinander vor Staunen und Stolz und Liebe.

Fragt ihn! Er kennt das Buch jetzt schon von vorn nach hinten und hinten nach vorn. Und er ist inzwischen über die Schule hinaus gewachsen und wartet, daß man ihn in die der Rekruten ruft. Auf die brennt er völlig, weil ihm ist, das Land merke dann, daß es auch einen Kasparmelk gebe, einen, auf den es sich verlassen kann. Er weiß auch ein Lied auswendig, das zuhinterst im Buche steht und von einem geschrieben ist, der Gottfried Keller geheißen habe. Es ist ein mächtiges Lied. Und man muß es singen, wenn man die Berge ansieht, und muß es fast jauchzen, wenn man denkt, was zwischen diesen Bergen durch Jahrhunderte geschah: O mein Heimatland! O mein Vaterland!

Die Warnerhand

Anekdote von Kurt Lütgen

In einem Zimmer des Rathauses von Meißen befindet sich an der Wand eine in Stein gehauene, geschlossene Hand mit warnend erhobenem Zeigefinger. Sie wurde dort zum Gedächtnis an ein seltsames, folgenschweres Ereignis eingemauert, das sich im Jahre 1580 zugetragen haben soll.

Zu jener Zeit lebte in Meißen der Waffenschmied Hans Wolfrum, ein angesehener Meister und bei allen Bürgern wohlgelittener Mann, der nur an einem Mangel litt: an seinem allzu heftigen, jähzornigen Temperament. Dieses Fehlers wegen und weil er der Gewohnheit seiner Zeit entsprechend einem tiefen Trunke sehr zugeneigt war, sah es um den Frieden in seinem Hause nicht so wohlbestellt aus, wie seine Frau und er selbst es wünschten. Trotz aller gelegentlichen Zwistigkeiten nämlich hatten sich die beiden recht lieb. Zu allem Uebel vermochte auch die Frau ihr rasches und heftiges Mundwerk nicht immer so zu bezähmen, wie es um des lieben Friedens willen nötig gewesen wäre.

An einem Vorfrühlingstage des Jahres 1580 hatte die Frau den ganzen Tag hindurch vergeblich auf die Heimkehr ihres Mannes gewartet. Das Mittagessen war verkocht, alle Mühe um die Behaglichkeit des Hauses wieder einmal umsonst gewesen. Sie sah daher der Heimkehr ihres Mannes nicht in bester Laune entgegen.

Als er nun endlich abends nicht mehr nüchtern und infolgedessen selbstbewußter als sonst ankam, empfing sie ihn mit heftigen Vorwürfen. Statt mündlicher Antwort ergriff er seinen Stock und schrieb ihr damit auf den Rücken, daß er anderer Meinung sei und ein freier Mann. Nachdem er sich auf diese nachdrückliche Art Ruhe verschafft hatte, stieg er brummend ins Bett und verschlief seinen Rausch.

Am anderen Morgen fand er zu seinem Schrecken seine Frau nicht im Hause, und da er sich nun mit Schaudern seiner Gewalttätigkeit erinnerte, mutmaßte er entsetzt, sie möchte sich ein Leid angetan haben. Weil auch seinen Nachbarn der Lärm des verwichenen Abends nicht entgangen und es stadtbekannt war, daß er mit seiner Frau nicht immer sanft umging, verdächtigte ihn die üble Nachrede bald, er habe seine Frau in den Tod getrieben. Dieser Verdacht fand neue Nahrung, als tags darauf am Ufer der Elbe etwas unterhalb Meißen die Leiche einer Frau angetrieben wurde, deren Gesicht und Leib von treibenden Eisschollen bis zur Unkenntlichkeit zerstoßen war.

Meister Wolfrum wurde daraufhin in Haft genommen und gestand selbigen Tages unter den Qualen der Folter, seine Frau in den Strom gestoßen zu haben. Das Gericht verurteilte ihn zum Tode. Fünf Tage nach dem Verschwinden seiner Frau wurde er auf das Rad geflochten und erlitt ein unseliges Ende.

Am Tage nach der Hinrichtung aber traf seine Frau frisch und gesund in Begleitung ihres Vaters wieder in der Stadt ein. Sie war am Abend des Fastnachtstages aus dem Hause und der Stadt entwichen, um bei ihren Eltern in Dresden Trost und Beistand zu suchen. Da ihre Eltern meinten, es sei dem Jähzornigen heilsam, ein wenig in Ungewißheit auf seine mißhandelte Frau zu warten, hatte sie sich ein paar Tage in ihrer Vaterstadt aufgehalten. Und nun, da sie kam, sich mit ihrem Manne auszusöhnen, traf sie gerade noch früh genug ein, ihn zur letzten Ruhe zu betten.

Der Richter — so meldet die Chronik —, der das Todesurteil gefällt hatte, starb am Schlage, als man ihm die Rückkehr der Frau des Waffenschmieds meldete. Der Schöffe, der den Stab über den Verurteilten gebrochen, verfiel in Schwermut für den Rest seines Lebens.

Der Rat der Stadt aber ließ in der Gerichtsstube des Rathauses die warnende Hand zum Gedächtnis anbringen, um Richter und Schöffen für alle Zeit vor übereiltem Urteilsspruch zu warnen und sie an den alten Spruch zu erinnern, der da heißt:

„Richte hart, Richter, doch richte recht!
Gott ist dein Herr, du bist sein Knecht."

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 26 | **2. April 1938** | **12. Jahrgang**



Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

8. Fortsetzung

Es war ihr unsagbar elend. Wenn sie nur jetzt ihr starkes Herz behielte, wenn sie nur jetzt die Kraft nicht verließe. Wie rücksichtsvoll er immer war! „Falls sie im Augenblick ablömmlich sei", hatte er ihr bestellen lassen.

So hätte es gar nicht geeilt, sagte Ritrikoff mit schwachem Lächeln, als sie an seinem Bett stand, aber er dankte ihr, daß sie so schnell gekommen sei. Der Geheimrat sei nämlich hier gewesen und habe wie nebenbei nach Ritrikoffs Schwester gefragt. Sie ist nicht da, habe man ihm geantwortet. Nun, es habe auch bis morgen Zeit, hatte der Geheimrat gemeint und sei dann gegangen.

„Ich bin überzeugt, daß er nun weiß, was mit mir los ist. Er hat dich nur gesucht, um es dir zu sagen." Das Du unterlief Ritrikoff öfters, seit sie gezwungen waren, sich in der Klinik, in der man sie doch für Geschwister halten sollte, vor andern zu duzen.

„Ich werde gleich zu ihm gehen." Katja wandte sich entschlossen um und ging festen Schrittes über den langen Gang, klopfte an die Tür des Geheimrats. Nur jetzt nicht schwach werden, dachte sie, als das „Herein!" gebrummt wurde.

Sie trat ein. Sah dem großen Arzt ins Gesicht und wußte alles. Nur jetzt keine Flausen, dachte sie sich und sagte laut und mit fester Stimme: „Und wie lange schätzen Sie — bis zum Exitus?"

„Wenn Sie mich schon so direkt fragen: einige Monate; zwei, drei, vielleicht auch vier, länger nicht! Diagnose: sterrosierender Cardiakrebs! Deshalb war auch der Tumor so schwer zu entdecken. Bei regelmäßiger Einhaltung der Magenausspülungen, die ich verordnen werde, wird sich der Patient relativ wohl fühlen — zwei, drei Monate hindurch. Aber dann werden unzweifelhaft Erscheinungen der Krebskachexie auftreten und schmerzloser Exitus unter Zeichen von Marasmus in wenigen Tagen eintreten."

Die Schwester brachte Katja einen Kognak. Nun war ihr schon wieder besser. Sie nahm sich sehr zusammen. Soweit es eben ging. Mein Gott, sie war ja auch nur ein Mensch, und was stürzte nicht alles auf sie ein in diesen Tagen.

Als die Schwester sie aus dem Zimmer führen wollte, sagte der Geheimrat: „Lassen Sie die Kleine noch einen Augenblick hier!" Verwundert hörte die Schwester den weichen Ton dieser Stimme, die sie meist nur laut, brummig und knurrend kannte. Sie entfernte sich.

Der Geheimrat trat auf Katja zu, erhob seine gewaltige Bärentatze und streichelte ihr die Wange. „Sie sind ein liebes und auch tapferes Mädel. Ich sag's ja immer! Wenn Ihr Bruder tot ist: wollen Sie zu mir als Assistentin kommen? Hier gibt's viel Arbeit! Sie brauchen mir nicht gleich zu antworten. Ich wollt's Ihnen man bloß gesagt haben, verstanden?"

Er schritt von Katjas Stuhl zum Fenster. Dann pflanzte er sich wieder vor ihr auf und zündete sich eine Zigarette an.

„Haben Sie schon mal an eine Exstirpation gedacht?"

Katja schüttelte den Kopf. „Mein Bruder würde sich einer Operation nicht unterziehen. Er hätte Angst, unter dem Messer zu bleiben, auch sein Herz ist sehr schwach."

„Ich habe diesen Gedanken auch verworfen. Vielleicht wenn man vor Jahren operativ eingegriffen hätte. Aber die Drüsen sind bereits in größerem Umfang entartet. Eine Resektion kann auch nicht helfen. Es ist zu spät. Sie müssen sich ins Unvermeidliche fügen."

„Ich weiß — und ich danke Ihnen, Herr Geheimrat."

„Nehmen Sie sich zusammen. Lassen Sie ihn nichts merken. Sagen Sie ihm, es sei ein harmloses, aber langwieriges Geschwür, das binnen Jahresfrist ausheilen werde. Er soll morgen wieder nach Hause fahren. Sein gewohntes Leben aufnehmen. Wir werden ihm jede erdenkliche Erleichterung verschaffen. Ich glaube, daß er einen leichten Tod haben wird. Er ist überhaupt ein feiner Kerl, er gefällt mir. Das liegt wohl bei Ihnen in der Familie? Wie kommt es, daß er um so viel älter ist als Sie? Ist er Ihr Stiefbruder?"

„Ja."

„Das habe ich mir auch gedacht. Ihr seid trotz allem doch sehr verschieden. Tja, nun gehen Sie mal zu ihm. Aber nehmen Sie sich zusammen!“

Als Katja wieder über den langen Gang zu Ritrikoffs Krankenzimmer ging, sah sie das zarte Madonnengesicht, vom bläulichen Schein des kleinen Lichtes beleuchtet, vor sich zittern, fühlte ihr Medaillon mit des Vaters Bild in der linken Hand und hörte die beiden Worte: ich schwöre.

SECHSTES KAPITEL

Ritrikoff hörte deutlich Katjas Schritte näher kommen. Er kannte diesen leichten und wiegenden Gang. Es war gar nicht, als ob sie ging, sie schwebte immer und ließ den Duft einer zarten Wolke hinter sich. Wie oft hatte er sie heimlich von seinem Fenster aus beobachtet, wenn sie über den Kiesweg zum Gartentor schritt, und die schlanken, rehgleichen Fesseln gleichsam ein- und wieder auftauchten. Ein glückliches Lächeln lag da immer auf ihrem lieben Gesicht. Sie war wohl zu ihm gegangen, zu dem andern.

Ritrikoff stutzte. Zögerte nicht der Schritt vor der Tür? Sie mußte stehengeblieben sein. Oder war sie es nicht gewesen? Undenkbar, daß er sich getäuscht hatte. Er hatte sich auch nicht getäuscht, die Tür öffnete sich behutsam.

Ritrikoff stellte sich schlafend. Er wußte Bescheid. Sie hatte gezögert mit dem Eintreten vor seiner Tür, also wußte er Bescheid. Nun sann er darauf, wie er ihr ihre Mission erleichtern könne. Sollte er ihr sagen, daß er alles wisse, daß es gar nicht so schlimm sei, oder sollte er sie von ihrem Versprechen entbinden? Aber noch wußte er ja nicht, wie lange es noch dauern konnte. Vielleicht noch Jahre? Das eben wollte er doch von ihr wissen! Oder hätte er gar nicht fragen, das Schicksal ruhig an sich herantreten lassen sollen? Das wäre unmenschlich, diese ewige, ewige Ungewißheit.

Warum machten die zivilisierten Völker so viel Federlesens mit ihren Sterbenden? Mußte man nicht als Mann dem Tod ins Auge sehen können? Hatte man kein Recht darauf? Mußten nicht im Kriege Millionen hoffnungsfroher, junger Menschen ... Und für einen alten, verfallenden Krebskranken, den alle aufgaben, war es nicht möglich, die Wahrheit zu erfahren?! Wenn der Geheimrat sie aber auch nicht wußte? Wirklich nicht wußte ...

Er blinzelte durch die geschlossenen Augenlider nach Katja. Sie hatte sich auf einen Stuhl am Fenster gesetzt.

Wie in Stein gehauen hob sich das ebenmäßige Gesicht vom abendlichen Himmel ab, der durch das geöffnete Fenster blickte. Die schöne Wölbung der Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen. Sie muß einen furchtbaren Kampf gekämpft haben, dachte er sich und war entschlossen, ihr für heute jede Eröffnung zu ersparen. Oder war es besser, wenn sie gleich sprach, hatte sie es dann doch hinter sich ...

„Kathinka!“ rief er leise.

Katja drehte sich zu ihm herum und sagte ruhig: „Sie müssen mir noch bis morgen Zeit lassen! Ich warte noch einen Bescheid ab.“

„Wie Sie wollen, liebe Katja.“ Sie wird noch einmal mit Cleversahn sprechen wollen, dachte er und hatte damit recht.

Katja wollte am nächsten Vormittag noch einmal alles mit dem jungen Arzt durchsprechen. War er derselben oder ähnlicher Meinung wie der Geheimrat, dann wollte sie mit Ritrikoff reden. Frei und rückhaltlos. Wie sie es ihm geschworen hatte. Aber dieses letzte Gespräch wollte sie noch abwarten. Es war wie eine letzte Frist, eine allerletzte Chance.

Cleversahn war auf Ritrikoffs ausdrücklichen Wunsch nicht zur Behandlung in der Klinik hinzugezogen worden. Er schien im Prinzip anderer Meinung zu sein als der Geheimrat. Oder hielt er nur damit zurück, weil es ohnedies keinen Zweck hatte? Nun, das wollte sie morgen erfahren, ihm die klinischen Befunde mitteilen und wenn er dann auch ... Ja, dann mußte sie es Ritrikoff sagen.

„Können wir nicht schon heute abend hier 'raus?“ fragte Ritrikoff, der genau fühlte, daß sein Aufenthalt hier nicht mehr nötig war.

„Sie sind doch noch zu schwach von den ewigen Untersuchungen. Wollen Sie nicht bis morgen warten?“

„Ich möchte so gern zu Hause sein. Jede Stunde hier ist eine Qual!“

„Gut, ich werde das Nötige veranlassen“, sagte Katja, klingelte der Schwester und ließ einen Wagen bestellen.

Sie saßen nun auf der weiten Glasveranda und sahen in den Garten. Es hatte geregnet. Nur ganz kurz und in wenigen Tropfen. Man fühlte das Atmen der frühlingszitternden Pflanzen, wie sie gierig das warme, lebenspendende Wasser tranken und sich in die milde, klare, duftdurchschwängerte Luft reckten. Die Konturen der dünnen Aeste verschmolzen immer mehr mit dem Abendhimmel und die hereinbrechende Nacht begann ihren dunklen Mantel über alle Qual und allen Kampf der Menschen zu breiten, als wolle sie sie liebevoll schützen und stärken für den neuen Tag.

„Ich bin so glücklich! Und so leicht ist mir!“

Katja sah Ritrikoff an. Ja, es mußte sein Ernst sein, denn über seinem Gesicht lag ein Frieden und eine Ruhe, wie sie es bei ihm nicht gewohnt war. Unwillkürlich machte sie eine Bewegung auf ihn zu. Er ergriff ihre Hände.

„Warum machen Sie es sich so schwer, Kathinka? Ich weiß doch alles. Als sie das Zimmer in der Klinik betraten, wußte ich es. Ich hab' es doch eigentlich immer schon gewußt. Ein Sterbenskranker wird hellhörig. Sprechen Sie morgen ruhig noch mit Cleversahn, es wird nichts ändern! Und dann sagen Sie mir, wie lange es noch dauern kann.“

Der Diener räumte das Essen ab. Es war für Ritrikoff nur ein Milchmehlbrei gewesen. Katja hatte ihn selbst zubereitet. Mit einem Viertelliter Milch, einem Eßlöffel Hafermehl, Tapioka, einem Eidotter und Toast. Und während sie alles hergerichtet hatte, war es ihr durch den Sinn gegangen, welche Opfer ein Mensch seinem Körper immer und immer wieder bringen mußte und wie doch alles vergeblich sein konnte gegen den tödlichen Ansturm winziger Bazillen, die wie Raubgetier um sich fassen und den kunstvollen Mechanismus des Körpers vernichteten. Ach Gott, wie unvollkommen ist deine Welt!, dachte sie, während sie durch das offene Küchenfenster die Danklieder der Finken und Amseln zum Himmel jubeln hörte.

Sie hatte Ritrikoffs Klappstuhl nach hinten heruntergelassen und er lag nun, das Gesicht dem Garten zugewandt, still und ruhig und atmete den abendlichen Frieden.

„Glauben Sie es mir, Kathinka: ich habe keine Angst vor dem Tode! Ich sterbe so gern. Dann haben doch endlich alle Schmerzen ein Ende.“

Katja durchfuhr es. Sprach er nicht genau wie Wolfgang? Welch sonderbares Schicksal hatte sie zwischen diese beiden Männer gestellt? Zwischen diese beiden Männer, die ein gleiches Geschick — wenn auch jeder in anderer Art und in seiner Weise — trugen und denen sie untätig zusehen mußte, wie ihre Schicksale sich erfüllten.

Oder war doch ein Unterschied zwischen Wolfgangs und Ritrikoffs Bestimmung? War nicht der eine unrettbar, durch geheimnisvollen, aber unerschütterlichen Ratschluß zum Tode verurteilt, während der andere leben könnte, leben und Großes schaffen, wenn er nur die Mittel dazu hätte. Der Sterbende verfügte über diese Mittel zum Leben, während der Lebende ... Es schüttelte sie. Welch ein Widersinn!

„Mein Leben war wie ein wildbewegter Traum. Ich bereue keine Stunde darin. Aber nun hätte es jeden Sinn verloren, selbst wenn ich gesund wäre. Ein Leben hat nur einen Sinn, wenn es für jemanden gelebt wird. Wenn es um einer großen Sache willen oder für einen großen Gedanken in die Schanze geschlagen wird. Alles andere ist Stückwerk. Daß ich Sie wiederfinden konnte, daß Sie in meinen letzten Lebensjahren um mich waren, Katja, ist eine reiche Gnade gewesen! Und so werde ich ohne Groll sterben, mit einem letzten Gedanken an dich!“

Ritrikoff schlief die Nacht durch. Tief und traumlos. Katja lag wach in ihrem Bett und starrte ins Dunkel. Morgen mußte sie es ihm sagen. Morgen! Und was geschah dann? Nun, er würde seine Koffer packen lassen und sofort abreisen wollen. Es würde ihn treiben und jagen nach seiner Heimat. Nicht eine Stunde würde er versäumen wollen aus Angst, den Zeitpunkt verpassen zu können. Merkwürdig, als ob es nicht gleichgültig wäre, wo man stirbt. Aber es gab ja sogar Menschen, die es nicht ruhen ließ, ehe sie nicht ihre feste Grabstätte da oder dort angekauft wußten. Ob er sich über den Zeitpunkt klar sein mochte? Vielleicht glaubte er, daß es noch einige Jahre dauern würde? Oder rechnete er nur noch nach Wochen? Und wenn der Geheimrat sich geirrt hätte? Die Diagnose war richtig, das war ihr klar. Aber die Prognose?

Und was sollte mit ihr geschehen? Sie konnte Ritrikoff nicht allein reisen, sie konnte ihn nicht im Stich lassen; das stand fest. Und Wolfgang? Wer brauchte sie mehr? Ihre Qual war grenzenlos. Sie wollte beten, aber es war ihr, als schrie sie in taube, versteinte Ohren.

Sie sann und sann, zermürbte sich das Hirn mit komplizierten Kombinationen. Als sie der Schlaf endlich überkommen wollte, verfolgte sie in quälenden Träumen Wolfgang, der einen steilen Berg hinaufgejagt war, um sich den Felshang hinabzustürzen. Keuchend eilte sie ihm nach und trug doch dabei die drückende Last des sterbenden Ritrikoff auf ihren Armen.

Als sie am anderen Morgen aufgestanden und unter die eiskalte Dusche getreten war, wurde ihr etwas leichter. Sie reckte den nackten schlanken Körper. Sie mußte den vorgezeichneten Weg zu Ende gehen. So oder so.

Sie hatte sich telephonisch mit Cleversahn verabredet. Zu ihrem Erstaunen war Ritrikoff schon in die Stadt gefahren, als sie herunter kam. Weder der Diener noch die alte Mischa wußten, wohin. So fuhr sie denn nach Friedenau, wo Cleversahn praktizierte.

Die Besprechung mit Cleversahn verlief genau so, wie sie es sich gedacht hatte. Er hörte aufmerksam zu, als sie ihm die Befunde und Analysen der Klinik mitteilte, und verzog keine Miene, als von der geheimrätlichen Diagnose und Prognose gesprochen wurde. Als sie längst zu sprechen aufgehört hatte, schwieg er immer noch.

„Was sagen Sie dazu?“ fragte ihn Katja endlich, als sein Schweigen anfing, unerträglich zu werden.

Cleversahn sah sie erstaunt an. „Glauben Sie, ich hätte mit harmlosen Hausmittelchen herumgewirtschaftet, wenn ich irgendeine noch so entfernte Möglichkeit gesehen hätte?“

Da hatte er recht! Das mir das nicht schon früher eingefallen ist!, dachte Katja.

„Trotzdem habe ich mich nicht auf mein eigenes Urteil verlassen. Ich habe Ihnen hier das Schreiben des Professors Täubler aus Freiburg herausgesucht. Ich setzte mich sofort, als ich Ritrikoffs Behandlung übernahm, mit ihm ins Einvernehmen. Dieselbe Diagnose wie Fischner. Ebenfalls strikte Ablehnung der Resektion, weil es zu spät ist. Er wundert sich sogar in seinem Brief, daß nicht schon Kacherie eingetreten ist und daß Ritrikoff überhaupt noch lebt!“

Katja gab den Brief zurück.

„Warum haben Sie mir nie von alledem etwas Genaues gesagt?“

„Weil Sie ihm nicht hätten helfen können, und weil es für Sie leichter war, dem Patienten guten Mut zuzusprechen, fröhlich mit ihm zu sein und ihn aufzuheitern, solange Sie selbst nicht genau wußten, wie es um ihn stand. Hätte ich Ihnen alles gesagt, so hätte Ihre Frohnatur dadurch einen Knacks bekommen und Ihr Leben bei Ritrikoff wäre nicht so segensreich gewesen. Deshalb schwieg ich. Und ob Fischner gut daran tat, Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen ...“

Cleversahn holte Atem. Er hatte offenbar noch eine Frage an Katja auf dem Herzen.

„Wollte Herr Ritrikoff nicht ... Er sprach neulich abend davon, er wollte Sie fragen, ob Sie ...“

„Ich habe ihm gesagt, daß ich verlobt bin.“

Cleversahn sah erstaunt auf. „Ach?“

Seine Hände spielten mit einem silbernen Pneumatometer. Zögernd brachte er hervor:

(Fortsetzung folgt)

Das Buch und der Kasparmelk

Eine Geschichte von Ernst Zahn

Der Kasparmelk war der Aelteste von zehn Kindern des Bauern Kaspar Infanger droben im „Sand“. Das ist keine Kunst da oben im Bergland, wo die Kinder besser gedeihen als die Erdäpfel und Familien von einem Dutzend Köpfen an der Tagesordnung sind. Aber eine Gunst ist es, wenn man von zehn Geschwistern, zusammengehäufelt in ein rauchbraunes, schindelüberdachtes Lotterhäuschen, der Hellste, nicht nur dem blonden Haar, sondern dem Verstand nach ist und von dem so viel mitbekommen hat, daß man die künftige Landammannswürde sozusagen schon in der Tasche hat.

Der Kasparmelk also sah die Welt aus Augen von der Bräune eines gesunden Tannzapfens und dem Glanz und der Sichtschärfe eines neuen Spiegels an. Er hatte aber zu den gesunden Sehwerkzeugen auch ein angemessenes Gemüt mitbekommen, das imstande war, aus der Welt, welche die Augen in sich hinein getrunken, einen kleinen Seelengarten anzulegen, in dem der Bub zu allen Tages- und Nachtzeiten spazieren gehen und über Bestauntes nachdenken konnte. Nun, und so wußte der Kasparmelk oder wußte es auch nicht, daß er in ein Land hinein geboren war, wie es kaum ein zweites auf Erden gibt: Grüne hängende Matten mit einem Hüttlein und einem Stall angeklebt da und dort, Matten, mit dunklem Tannenwald verbrämt und überragt, überdunkelt, überstrahlt von grauem Felswerk und blitzenden, den Blick blendenden Ewigschneeburgen. Das Alltägliche und Vorherrschende daran waren Schweigen und Strenge; aber so ein heiltschtiger Bub bekam bald heraus, daß es daneben und darin noch allerlei Wesens gab, bald zum Staunen und Bangen und bald zum Lachen. Etwa wie eine Krähe sich jäh und lautlos aus dem Walde frei schwang, wie andere sich ihr gesellten und ihrer am Himmel eine schwarze Wolke wurde, eine Vogelwolke, die auf einmal aufgeregt zu krächzen begann, und wie dann hoch über ihr als ein König und Verächter des schwarzen Gelichters ein Adler seine Kreise zog oder wie im Geröll am Tierstock ganz nah am Schnee drei Gemsen weideten oder wie der Sturm einem Narren gleich im Walde herum sauste, daß die alten Tannen wie händeringende Weiber ihre Aeste nach allen Seiten warfen und die ältesten Föhren wie todwunde Krieger stöhnten, oder wie auf dem Aeckerlein überm Haus etwas Rotes aufleuchtete, als sei da plötzlich eine Riesenerdbeere gewachsen, und war doch nur der Mutter Unterrock, oder endlich und endlich, wie der Manni, das Stierkalb, den Rappel bekam und, mit den Hinterbeinen ausfeuernd, die Halde herab hüpfte, als wäre es kein Vierbeiner, sondern ein Seiltänzer, wie der Kasparmelk einmal zu Altdorf einen gesehen, als er mit dem Vater zur Landsgemeinde durfte.

Von der Welt, von seiner Augenwelt hatte der Kasparmelk also schon einen rechten Begriff, aber weit sah er noch nicht über seine kurze, mit ein paar lustigen braunen Sommersprossen betupfte Nase hinaus. Da geschah nun kurz vor Weihnachten etwas Wunderliches: Der Kasparmelk ging nach dem nächsten Dorf zur Schule. Mehr als eine Stunde war es hin. Aber der Weg